

# Die Fremde Welt

Nr. 33

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

## Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Preczang.

I.

Gute Nacht, Herr Tattenbach." Der Gefängniswärter schloß das eiserne Straßentor auf und ließ den eingesperrt Gewesenen hinaustreten. „Auf Wiedersehen! sage ich nicht. Es liegt Ihnen wohl nichts daran.“

„Nein.“ Jeremias Tattenbach drückte den Hut tiefer in die Stirn und sah fröstelnd hinaus in den nasskalten Abend, auf den menschenleeren Marktplatz, wo im Herbstnebel die schmutziggelben Lichter der Petroleumlaternen flackerten. „Ich hoffe Sie nie wieder zu sehen, Herr Brandt. Wenigstens innerhalb dieser Mauern nicht.“

„Glaub's.“ Brandt lachte gemüthlich und klapperte mit dem Schlüsselbund. „Es ist aber 'n bißchen Undankbarkeit dabei, Herr Tattenbach. Es war doch auszuhalten bei uns.“

Jeremias nickte. „Ich kann's mir schlimmer denken. Und unter Umständen mag wohl auch einer gern da hineingehen. Einer, der nicht weiß, wohin in Regen und Kälte.“ Er reichte dem Gefängniswärter die Hand. „Und also wollen wir's nicht verschwören.“

„Gehn Sie.“ Brandt wiegte tadelnd den Kopf. „Es kehrt ja mancher auf die Art bei uns ein, der kein Dach überm Kopf, nicht Tisch und Teller hat. Aber Sie? Da!“ Seine Hand wies über den Platz. „In Ihrer Wohnung ist Licht an allen Fenstern. Der Ofen wird geheizt sein. Und eine liebe junge Frau deckt Ihnen den Tisch.“

„Vielleicht.“ Jeremias sah hinüber. Er tat einen zögernden Schritt vorwärts, kehrte sich dann noch einmal um: „Hat es mich sehr verändert, Herr Brandt?“

„Hm.“ Der fakte Tattenbach am Arm und suchte sein Gesicht in den matten Schimmer der Torlaterne zu bringen. „Ganz glatt und eben, innen und außen, verläßt so leicht keiner die Pension hier. Da und dort bleibt etwas zurück. Ein paar Falten und innerliche Schrammen. Ihr Gesicht sieht nicht zum besten

in die Welt, Herr Tattenbach. Und Ihre Mienen — ja, das fällt mir jetzt recht auf: können Sie sich nicht gerade richten?“

Jeremias versuchte es. Er mußte husten. Anhaltend.

Schlüssel. Er hörte noch, wie die schweren, langsamen Tritte des Gefängniswärters verhallten. Dann stand er allein, unentschlossen auf der Straße. Er wollte quer über den Platz gehen, besann sich aber und schritt an den Häusern entlang; gedankenlos, von einem dumpfen Gefühl in der Brust und dem Verlangen gepeinigt, irgendeinem Menschen etwas Mittleres zu sagen. Die großen erleuchteten Fenster eines Ladens zogen ihn an. Hinter den fensterbeschlagenen Scheiben breiteten sich Spielsachen, Galanteriewaren aus. Eine meterhohe Puppe stand in der Mitte auf einem Sockel und hielt in hölzerner Pose die Arme von sich gestreckt. Diese Puppe ließ Jeremias wie in jäher Erleuchtung zu sich selbst kommen. Das hier war ja sein Laden. Und der Mann, der dort hinter den Scheiben gebückt an der Kasse saß und rechnete, das war der Lump, der Betrüger, der ihn um sein Gut, um seine Stellung, seine Ehre gebracht. Der es mit satanischer Klugheit verstanden hatte, das Geschäft an sich zu bringen, die Notlage seines Vorgängers auszunützen und diesen selbst als ein fleißiges, goldbringendes Werkzeug in seinen Dienst zu stellen. Ein stiller Kampf war es gewesen. Ein Kampf, in dem der Rücksichtslosere, der Gewissenlose wieder die Frucht davongetragen. Auch ein paar Faustschläge dazu — ja, als er dem Verworfenen einen Teil an der Frucht weigerte und den Fleißigen verdächtigte. Aber die Schläge waren wohl längst verwunden. Jeremias hingegen litt noch heute an alledem und an der eben überstandenen Last. Wie lange noch, niemand konnte es sagen. Er hatte gute Lust, hineinzugehen und es dem anderen in heftigen, brennenden Worten an

den Kopf zu werfen. Ihn zu fragen: Da steh ich; was nun? . . . Aber das würde den anderen nicht beunruhigen und ihn selbst würde der Jähzorn überwältigen, die Sprache würde ihm ausgehen und . . . nun, er hatte es ja schon einmal erlebt.



Cypripedium Albertianum.

„Das feuchte Wetter.“ Brandt sagte es tröstend.

Jeremias schüttelte, noch immer hustend, den Kopf. Dann nickte er dem Beamten zu und ging. Ein paar Schritte nur. Hinter ihm klirrte das Tor; im Schloß knirschte der



Jeremias ging, seinen Horn in Gedanken ausstehend, weiter. Er hatte so gar keine Eile, nach Hause zu kommen. Dort wartete auf ihn die Frage: Was nun? Eine Frage, die ihm in den letzten Wochen seiner Haft das Hirn zerwühlte und das Gemüt zerrissen hatte. Er versenkte die frierenden Hände in die Rocktaschen und merkte es nicht, daß er an seinem Hause vorüberging.

Draußen, im Gerichtsgebäude, neben dem eisernen Tor, war ein Saal hell erleuchtet. Eine Abenddämmerung, dachte Jeremias. Er blieb stehen und sah angestrengt hinüber, erblickte aber nur hin und wieder einen Schatten, der sich auf den gelben Marmor bewegte. Dann sah er das „Auge“ — eine seltsame Ornamentierung über dem Portal. „Das Auge des Gesetzes“, sagten lachend die Leute. In der Nähe betrachtet, waren es harmlose Ranken und Arabesken. Von der anderen Seite des Marktplatzes gesehen, erschienen's wie ein Niesenauge mit schrecklicher Pupille und dichter Braue. Vielleicht ein Zufall, vielleicht ein Scherz des Architekten.

Jeremias ging darauf zu. Als er in die Mitte des Marktes gekommen, erloschen die Lichter. Er trat gerade auf das Trottoir, als mehrere Herren das Portal verließen. Einen großen Weißbärtigen erkannte er sofort wieder. Das war der Vorsitzende, der ihn verurteilt hatte. Dieser blieb einen Augenblick stehen, um sich eine Zigarre anzuzünden. Jeremias trat mechanisch an ihn heran: „Was soll ich nun beginnen?“

Der Weißbärtige ließ das Streichholz fallen: „Was — was wünschen Sie? Wer sind Sie?“

„Tattenbach. Sie haben mich verurteilt, trotzdem der andere, der Lump —“

„Nehmen Sie Ihre Worte in acht, Tattenbach, Tattenbach? Ich erinnere mich. Sechs Monat wegen schwerer Körperverletzung. Sie sind nun also wieder heraus? Wollen Sie da nicht ein anderes Leben beginnen?“

Jeremias zitterte. Er fragte heiser: „Was soll ich beginnen?“

„Gehn Sie nach Hause, schlafen Sie sich aus.“

Der andere packte krampfhaft seinen Arm: „Was ich tun soll?“

„Wenden Sie sich an den Verein zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene.“ Er befreite mit einem heftigen Ruck seinen Arm und ging, heftig an der Zigarre saugend.

Jeremias lachte höhnisch auf. Es war alles so einfach — für die anderen.

Nein. Hier konnte ihm niemand Antwort geben. Er selber auch nicht. Aber vielleicht Trude? Trude! Er setzte sich sofort in eine eilige Gangart und stürmte seiner Wohnung zu.

An der Haustür begegnete ihm eine Frau, die eben die Treppe herabgekommen. Sie erschrak, als sie ihn sah. „Jeremias!“ Weinerlich, vorwurfsvoll Klang's.

„Du bist es, Dora.“ Er sagte es ganz ruhig. „Ist Trude oben?“

Seine Schwester blickte fast furchtjam auf ihn: „Ja. Gestern ist ein Junge angekommen.“

Er sah sie einen Augenblick verwirrt an. Dann raste er die Treppe hinauf.

Der Schlüssel stat im Schloß. Jeremias lief in die erleuchtete Stube. Dann in die Kammer. . . . „Trude!“

„Sachte, sachte, Liebster. Du zerdrückst mir ja das Kind!“ Lachen und Weinen. „Ja, gestern ist es gekommen. Gestern. O, wie lang ist mir dieser Tag geworden, 'mias. Aber nun bist Du da. Gott sei Dank, Du bist da!“ Frau Trude küßte ihren Mann. „Ach, Du Sträf-ling! Du Verbrecher! Hast Du es sehr schlimm gehabt?“

Er schüttelte nur den Kopf und betastete mit vorsichtigem Finger das kleine rotgesichtige Bündel, das da neben seiner Frau im Bett lag. „Er hat Dir viel Schmerzen gemacht, nicht?“

„Woher weißt Du, daß es ein Junge ist?“

„Ja, natürlich.“ Er dachte nicht daran, daß er es von seiner Schwester erfahren.

„Jeremias soll er heißen. Wie Du.“

„Nein.“ Er bewegte heftig verneinend den Kopf. „Es ist kein guter Name.“

„Doch. Du mußt mir den Willen tun. Wir rufen ihn Jeremi.“

„Nein. Gabriel. Ist das nicht der Engel mit dem feurigen Schwert?“

Frau Trude richtete sich halb auf und blickte in sein verstörtes Gesicht. „Woran denkst Du?“

„Er soll mich rächen.“

„'mias!“ Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände. „Wie bist Du geworden!“

„Wir müssen hart und rücksichtslos werden.“

Sie lachte. Ein leises, klingendes Lachen. „Ach, Liebster —“

„Wir können ihn auch Jeremi nennen, wenn Du durchaus willst.“

Sie küßte ihn. „Wie gut Du bist.“

## II.

Der kleine Jeremi begann zu weinen, als er, in seinem Bettchen erwachend, die Lider hob. Ueber sein winziges, rosiges Gesicht beugte sich breit und rot ein anderes. In einem schwarzen Haarwald, der von einem Ohre zum anderen reichte, sah als Zentrum eine violette Nase von ansehnlichen Dimensionen; unter den buschigen, vorspringenden Augenbrauen glühten zwei Pupillen, die den kleinen Jeremi teils neugierig, teils unwillig musterten. Zuweilen zeigte sich erschreckend das rotgedörte Weiße im Auge.

Das war Kommissar Lieblich, der gleicherweise unter seinem Namen wie unter seinem Aussehen zu leiden hatte.

Jeremi weinte heftiger.

„Gehen Sie da fort,“ sagte der Vater. „Das Kind ängstigt sich.“

„Ich tu ihm nichts. Es ist mir meine Pflicht, Herr Jeremias Tattenbach, mich von der Existenz dieses Wurms zu überzeugen. Daran lasse ich mich nicht hindern. Ich habe den Auftrag von meiner vorgelegten Behörde, ein Auge auf Sie zu haben. Kaum acht Tage sind Sie heraus —“

„Ich verbitte mir das!“

„Gleichviel. Da ist ein neuer Straffall. Oder wollen Sie etwa bestreiten, daß dies da ein Kind ist?“

Hier mußte Jeremias lachen: „Es würde mir einigermaßen schwer fallen, Herr Kommissar Lieblich. Um so mehr, als seine Mutter noch im Wochenbett liegt und ich, wie Sie an diesem Napf und dieser blauen Schürze sehen, im Begriff bin, eine Kartoffelsuppe herzustellen. Wollen Sie Ihr Auge auf dieses Faktum richten und den Vorfall notieren?“ Und Jeremias schälte Kartoffeln.

„Wollen Sie mich verhöhnen, Herr Tattenbach? Nachdem Sie die vorchriftsmäßige Anmeldung dieses Kindes versäumt haben, dürften Sie etwas entgegenkommender sein. Ich sage: versäumt, nicht: verheimlicht.“

Jeremias schlug sein Kartoffelmesser auf den Tisch und brach in ein dröhnendes Lachen aus.

Der Kommissar zeigte das Weiße im Auge. Er richtete sich straff auf, rückte einen Stuhl an den Tisch, zog Notizbuch und Bleistift und sagte: „Dies Gelächter nehme ich zu Protokoll.“

Jeremias lachte so heftig, daß er einen Hustenanfall bekam.

„'mias!“ Aus der Kammer Klang Trudes Stimme. „Was tust Du da?“

„Ich lache, Liebste. Hab' ich Dich aufgeweckt?“

„Nein. Der Hunger weckte mich.“

„Sie hören es, Herr Kommissar Lieblich.“

Der benehnte den Bleistift mit den Lippen:

„Noch eine Frage: wovon leben Sie jetzt?“

„Von Kartoffelsuppe.“ Jeremias nahm den Napf mit den geschälten Kartoffeln und ging in die Küche.

Der Kommissar sprang auf und sah ihm entrüstet nach. Dann näherte er sich vorsichtig der Kammertür: „Frau Tattenbach, ich fürchte Ihrem Mann wird dieser Ton übel bekommen. Er hätte doch alle Ursache —“

„Lassen Sie es seine Sorge sein.“

„Er hat auch das Kind nicht angemeldet.“

„Er wird es vergessen haben, Herr Kommissar. Es soll geschehen, sobald ich auf bin. Denken Sie doch, was er jetzt zu tun hat, der Arme. Alles macht er, alles. Er fegt die Stuben, er heizt den Ofen, er badet das Kind er kocht — finden Sie nicht, daß er herzlich gut ist?“

Herr Lieblich brummte etwas in seinen Bart. Er lehnte mit dem Ohr am Pfosten der Kammertür und horchte auf die helle, klingende Stimme. Hineinzugehen wagte er nicht. „Ich bin kein Unmensche, Frau Tattenbach, aber damit dem Kinde nun; ich melden. Und dann, jetzt es ein Strafmandat.“

Ein leises Lachen. „Verärgern Sie sich nicht, Herr Kommissar. Wir können nicht zahlen.“

Herr Lieblich schüttelte den Kopf, entfernte sich vom Türpfosten und stand ratlos in der Stube. Dann setzte er mit einem Ruck die Dienstmütze auf, strich sich vorn Spiegel den Schnurrbart hoch und trat noch einmal an das Bett des Kindes. Wie immer, wenn er sich in einer Gemütsbewegung befand, rollte er die Augen, so daß das Weiße erschreckend hervor trat.

Jeremi schrie. Schrie heftig.

„Na, sei nur still, armes Wurm.“ Herr Lieblich machte eine Geste der Verzweiflung und entfernte sich.

„Hat er Dich wieder angeglockt, mein Söhnchen?“ Jeremias trat ein, nahm den kleinen auf und trug ihn zur Mutter: „Gib ihm etwas Liebste.“

Sie tat's. Und fragte: „Krieg' ich auch bald?“

„Gleich. Und eine Ueberraschung steht Dir bevor.“

Die Ueberraschung bestand in einem halben Pfund Kalbfleisch, das, in kleine Stücke zerschnitten, in der Suppe schwamm.

Sie aßen gemeinschaftlich. Jeremias sah den Teller in der einen, den Löffel in der anderen Hand, auf dem Rande des Bettes. „Fühlst Du Dich noch sehr schwach, Trude?“

„Gar nicht. Ich kann gut aufstehen. Du hättest mich gestern nicht zurückhalten brauchen. Heute kannst Du machen, was Du willst: am Nachmittag klettre ich hinaus.“

„Sei nur recht vorsichtig.“

Sie lächelte ihn an: „Morgen wirst Du abgesetzt, 'mias. Heute will ich mich damit begnügen, am Fenster in der Sonne zu sitzen. Sieh nur, wie prächtig sie scheint. Das ist famos! Du, nimm das Geschirr in acht. Drei Teller sind schon hin.“

„Wier.“ Jeremias balanzierte mit den Tellern zur Tür hinaus. Ein helles Lachen folgte ihm.

Dann hörte Frau Trude, wie er in der Küche herumarbeitete. Sie verschränkte die Arme unter dem Kopf, sah auf den neben ihr schlummernden Kleinen und lächelte glücklich. Sie blickte zur Decke auf, wo Sonnenlichter hin- und herflatterten, und verfolgte die hellen Flecken mit den Augen.

(Fortsetzung folgt.)



## Klassenkampf und Oekonomie im alten Athen.

Von H. Conrady.

(Fortsetzung.)

Aristoteles rechnet für die letzten Jahrzehnte des fünften Jahrhunderts 20 000 aus Staatsmitteln erhaltene Athener. Er zählt auf 6000 Richter, 1600 Bogenschützen, 1200 Reiter, 500 Kutschherren, 500 Mann Besatzung in den Werften, 50 Burgwächter, 700 Beamte in Attika und ebensoviele im Bundesgebiet, 2000 Seeleute, seit dem Krieg eine stehende Truppe von 2500 Schwerbewaffneten usw. Alle die Leute bezogen ihre Einkommen aus öffentlichen Mitteln. Diese Ziffer ist nun für die Friedenszeit vor dem peloponnesischen Krieg erheblich zu reduzieren; es sind auch fremde Soldner eingerechnet und zahlreiche Mitglieder der besitzenden Klassen, für die der Sold nicht Haupteinkommensquelle war. Soviel ist aber sicher, daß große Massen von Besitzlosen für ihren Lebensunterhalt auf die Zuschüsse aus der Staatskasse angewiesen waren. Wie sehr dadurch schon in der Mitte des 5. Jahrhunderts das politische Denken der Athener beeinflusst wurde, zeigt ein Beschluß, den die Volksversammlung im Jahre 450 faßte. Da war eine Getreidesteuer, folglich viel Not. Ein orientalischer Potentat, der athenische Unterstützung wünschte, suchte sich dadurch beliebt zu machen, daß er der Republik 40 000 Scheffel Getreide als Geschenk zugehen ließ. Diese Quantität sollte nun unter die unterstützungsbedürftigen Bürger verteilt werden. Da wurde beantragt, von Perikles heißt es, und von der Volksversammlung beschlossen, daß als attische Bürger hinfür nur angesehen werden sollte, wer von attischen Eltern abstamme. Damit wurde der zu Kleisthenes' Zeit adoptierte Grundsatz durchbrochen, eine Klasse neuerdings Zugezogener entrechtet, zu Metöken, zu bloßen „Schutzverwandten“ gemacht, die keine politischen Rechte hatten und für den Schutz der Gesetze ein besonderes Schutzgeld zahlen mußten. Die Mehrheit der Volksversammlung war dabei von der Absicht geleitet, die Unterstützung auf möglichst wenige zu beschränken, damit sie um so größer ausfalle. Man sieht, das Bürgerrecht wurde schon als ein nutzbares Privilegium angesehen. Und der Grundsatz der demokratischen Gleichberechtigung ward nicht nur gegenüber den Metöken verlassen — von den Sklaven ganz zu schweigen, in denen auch der ärmste Athener bloß „Barbaren“, nicht seinesgleichen sah —, sondern auch die Bundesgenossen wurden zu Untertanen hinabgedrückt, um aus ihnen Profit zu ziehen. Durch ihre Hilfsbedürftigkeit ließen sich die besitzlosen Athener auf die abschüssige Bahn einer räuberischen Eroberungs- und Weltpolitik drängen, die für Athen schließlich verhängnisvoll wurde.

Woher sollten die nach den Begriffen jener Zeit enormen Summen kommen, die für die Staatsunterstützungen erforderlich waren? Es waren viel größere Summen als Attika für sich allein der Republik einbrachte. Der attische Teil der Staatseinkommen bestand hauptsächlich in zweiprozentigen Finanzzöllen auf die Ein- und Ausfuhr, in Marktsteuern und Erträgen von Bergwerken und staatlichen Grundstücken. Direkte Steuern auf die besitzenden Klassen wurden — von den Schutzgeldern der Metöken abgesehen — nur bei außergewöhnlichen Anlässen, fast bloß in Kriegszeiten, aufgelegt. Darum waren aber die Besitzenden keineswegs von sehr fühlbaren Lasten frei. Ihnen, d. h. den Athenern, die 3 Talente (15 000 Mark) und darüber besaßen, lagen die „Leiturgien“, die sogenannten Staatsleistungen ob. Ueber die Hauptpflichten dieser Art äußert sich in Xenophons „Wirtschaftslehre“ Sokrates zu einem reichen Mann einmal so: „Auch weiß ich, daß

Dir der Staat schon jetzt große Verpflichtungen auferlegt, wie: das Halten von Pferden zum Wettkommen, die Kosten zur Ausrüstung des heiligen Chors, das Besorgen der Übungen für die heiligen Spiele, die Verwaltung öffentlicher Künste. Bricht aber ein Krieg aus, dann legen sie Dir auch noch auf, eine Triere auszurüsten und Sold und Abgaben in solcher Höhe zu entrichten, daß es Dir nicht leicht wird, den Anforderungen zu genügen. Wolltest Du aber irgend eine Teiner Verpflichtungen nur mangelhaft erfüllen, dann würden Dich die Athener, das bin ich gewiß, ebenso zur Strafe ziehen, als wenn sie Dich bei offenkundigem Diebstahl erlappt hätten.“ Unter anderem stand Vermögensverlust darau. Es waren lauter kostspielige Sachen, am kostspieligsten die Lieferung und Instandhaltung von Trieren. Der athenische Staat baute eben keine Kriegsschiffe nicht selbst aus Staatsmitteln, sondern die vermögenden Leute hatten die Pflicht, dies auf ihre Kosten zu tun, wofür sie die Ehre hatten, das betreffende Kriegsschiff zu befehlen. Solche Trieren zu bauen, kostete wenigstens 1 Talent (ungefähr 5000 Mark). Wenn nun Krieg war und viele Trieren verloren gingen, so kam die „Trierarchie“ in kurzer Zeit öfter an ein und denselben und richtete manch einen zu Grunde. Unter den Besitzenden war also viel Lamento über die Leiturgien. Sie beklagten sich auch, daß die Geschworenengerichte vielfach bloß deshalb Angeklagte verurteilten und auf Vermögenskonfiskation erkannten, um für die Befoldungen das nötige Geld in die Staatskasse zu bringen.

Indes, diese Summen kamen größtenteils nicht aus Attika ein, sondern über See, von den Bundesgenossen, deren Matrifularbeiträge dafür in Anspruch genommen wurden. Der attische Seebund änderte seinen Charakter in wenigen Jahrzehnten vollständig. Ursprünglich sollten alle Bundesgenossen gleichberechtigt sein, der durch regelmäßige Matrifularbeiträge im Gesamtbetrag von jährlich 460 Talenten aufzubringende Kriegsbedarf auf der Insel Delos aufbewahrt, die Finanzverwaltung durch gemeinsamt zu bestellende Verwalter erledigt, über sämtliche Bundesangelegenheiten von einem Bundesparlament beschlossen werden. Bald aber kam es ganz anders. Der Bundeschatz wurde „der sichereren Aufbewahrung halber“ nach Athen geschafft, vom Bundesparlament war keine Rede mehr, sondern die athenische Volksversammlung verfügte in allen Bundesangelegenheiten. Wo sich Bundesgenossen dagegen erhoben, wurden sie mit Waffengewalt niedergeworfen und zu tributpflichtigen Untertanen gemacht. Dasselbe geschah aber auch mit den übrigen Bundesgenossen. Die Tribute wurden allmählich nach souveränem Ermessen der athenischen Volksversammlung auf mehr als das Doppelte des ursprünglichen Satzes hinausgeschraubt, ebenda wurde über ihre Verwendung beschlossen, die nun vielfach nicht mehr für Bundeszwecke, sondern in großem Umfang für attische Staatsbedürfnisse erfolgte. Die perikleischen Danten wurden zum Teil aus dem Bundeskriegsschatz bestritten und durch die Tribute auch für die Soldzahlung Geld aufgebracht. Da hat man also den einen Hauptgrund der veränderten Politik gegenüber den Bundesgenossen. Es gab aber noch eine mindestens ebenso wirksame Ursache, welche die athenische Demokratie dahin brachte, die Bundesgenossen zu rechtlosen Untertanen zu machen: das Handelsinteresse der demokratischen Geldleute. Die athenischen Handels- und Gewerbetreibenden strebten, den ganzen Handel des Ägäischen-, Schwarzen- und östlichen Mittelmeeres in ihre Hände zu bringen. Das erregte bei der Masse der Bundesgenossen wahrscheinlich ebensoviele, wenn nicht mehr Empörung, als die Gelderpressungen, die in erster Linie auf die Be-

sitzenden fielen, weil die Athener überall die Demokratie einführten. Aber sie nutzten den Bundesgenossen außer den Handelsbeschränkungen vielfach noch andere materielle Opfer zu, die direkt auf die Massen fielen. Des öfteren wurden zu Perikles Zeit attische „Metruchen“, zu deutsch: Inhaber von Landlosen als Kolonisten in bundesgenössische Gebiete entsandt und mit Land ausgestattet, das natürlich nicht herrenlos gewesen war. Tausende von besitzlosen Athenern zogen auf diese Art unter Perikles hinaus. „Seine Absicht dabei war“, sagt Plutarch, „die Stadt von einem arbeitslosen und eben deswegen unruhigen Pöbel (wir würden sagen: Lumpenproletariat) zu entledigen, der Not des Volkes abzuheilen, zugleich auch eine Art Besatzung unter die Bundesgenossen zu legen und sie durch Furcht von Empörungen abzuhalten.“

So häuften sich im Bundesgebiet ein ungeheurer Explosivstoff auf: und nicht nur im Bundesgebiet, sondern auch im übrigen Griechenland. Athen strebte, seinen Herrschaftsbereich immer weiter auszudehnen: die demokratischen Geldleute gingen darauf aus, unbenutzte Konstanten zu beseitigen und neue Absatzgebiete zu erobern, den Besitzlosen aber es hauptsächlich um Vermehrung der Tributsummen, wodurch Erhöhung der Soldbezüge und also Verbesserung der Lebenshaltung möglich wurde. Die ausschweifendsten weltpolitischen Ideen waren schon verbreitet, man sprach von Eroberung Siziliens, Ägyptens, Sturiens, Karthagos. Und es war offenkundig, daß die athenische Demokratie nicht eher ruhen werde, bis sie ihre Herrschaft über ganz Griechenland ausgedehnt habe. Aus der Furcht der noch unabhängigen Staaten vor der attischen Expansionspolitik entsprang, nach vorausgegangen kürzeren Waffengängen, der peloponnesische Krieg (431–404). So heißt er, weil die gegen Athen kriegsführenden Staaten hauptsächlich dem Peloponnes angehörten. Dieser Kriegsbund stand unter Führung Spartas, das nicht nur seine griechische Machtposition und seine staatliche Unabhängigkeit, sondern auch seine aristokratische Gesellschaftsordnung durch die demokratische Propaganda der Athener gefährdet sah. 27 Jahre dauerte das große Ringen, wenn man abzieht von einer mehrjährigen Unterbrechung durch den sogenannten Frieden des Nikias (421). In dem durch diesen Vertrag beendeten ersten Teil des Krieges behauptete Athen seine Stellung. Es war zu Lande den Verbündeten nicht gewachsen, und mußte wiederholt das platte Land von Attika den Einfällen der Peloponnesier preisgeben, die ganze Bevölkerung hinter den hohen Mauern bergen, denen der Feind nichts anzuhaben vermochte. Er verwüstete dann einen Teil von Attika, ohne gestört zu werden, zum großen Mißvergnügen der Landbevölkerung, die lieber eine Feldschlacht zur Verteidigung des ihrigen gewagt hätte. Nach fünf, sechs Wochen zogen die Peloponnesier immer zu den Erntearbeiten nach Hause. Die Athener revanchierten sich durch Verwüstung der peloponnesischen Küsten. Ihre Flotte beherrschte die See, ihr Handel blieb also ungestört und vereinzelt Empörungen von Bundesgenossen wurden niedergeschlagen.

Der Friede des Nikias konnte nach Lage der Dinge bloß ein Waffenstillstand sein. Darum unbekümmert stürzte sich die athenische Demokratie in ein überseeisches Abenteuer. 415 beschloß die Volksversammlung eine Expedition nach Sizilien zur Eroberung zunächst der reichen Handelsstadt Syrakus und dann der ganzen Insel. Die Massen spekulierten auf die zu erwartenden Tribute bzw. Staatspenden, die Führer auf die kommerziellen Vorteile; die Flotte hatte schon allerlei Handelsartikel an Bord. Die Expedition endigte nach zweijährigen Kämpfen um Syrakus 413 mit völliger Vernichtung der nach Sizilien entsandten Land-



und Seemacht. Mit dieser furchtbaren Katastrophe trafen weitere schwere Schicksalschläge zusammen. Der Krieg mit den Peloponnesiern war wieder ausgebrochen, ein Heer in Attika eingefallen, und diesmal zogen die Spartaner nicht nach kurzem wieder ab, sondern richteten die Feste Dekelea (nördlich von Athen) zur dauernden Besetzung ein. Von hier aus unternahmen sie Verheerungszüge kreuz und quer durch ganz Attika, wo nun überhaupt kaum noch Anbau möglich war. Zu den großen Verlusten durch diese Zerstörungswelt kam die Massenflucht von Sklaven, die nun zeigten, daß sie auch Menschen seien und die Freiheit liebten. 20 000 Feld- und Bergwerksklaven eilten ins spartanische Lager. Auch der attische Handel ward jetzt gestört. Persien machte in der Absicht, die kleinasiatische Küste zurückzuerobern, mit den Spartanern gemeinsame Sache und gab ihnen Geld zum Bau einer großen Flotte, die den Athenern sehr beschwerlich wurde. Obendrein empörten sich jetzt die meisten Bundesgenossen Athens, zum äußersten gereizt durch neue Auflagen der geldbedürftigen Republik, fünfprozentige Ein- und Ausfuhrzölle, in allen Bundesstädten. In dieser verzweifelten Situation erhob sich nunmehr auch die innere Demokratie ihr Haupt.

Geschworene Feinde der Demokratie waren nach wie vor oder mehr als jeit langer Zeit die aristokratischen Gutsbesitzer, die Hippeis oder Ritter. Wie die innerpolitischen Zustände Athens, so war ihnen auch die äußere Politik widerwärtig, die der Staat unter der Leitung des „Verbers“ Kleon und seiner Nachfolger aus dem Kreis der von den Edelsten und Besten verachteten Gewerbetreibenden verfolgte. Sie sahen für sich keinen Vorteil bei der demokratischen Expansionspolitik herausbringen, sondern günstigstenfalls bloß Kosten in Gestalt von Trübsalstellung. Besonders war ihnen jeder Krieg mit Sparta von vornherein zuwider, weil die spartanische Adelsheerrschaft ihr Ideal war. So hatten die Ritter immer schon eine Ausöhnung mit Sparta angestrebt, zumal sie bereits im ersten Teil des Krieges großen Schaden durch die verheerenden Einfälle des Feindes erlitten hatten. Sie waren aber bis zur sizilischen Katastrophe im großen und ganzen ohnmächtig gewesen. Nun aber steigerte sich ihr Mißvergnügen zur wilden Wut und zum Entschluß, alles zu wagen, infolge der großen materiellen Verluste, die ihnen die systematische Verheerung Attikas durch die Peloponnesier von Dekelea und die Massenflucht von Sklaven verursachte. Dazu kamen die großen Anforderungen, die zur Ausrüstung neuer Geschwader an ihre Geldbeutel gestellt wurden, und die Unvermeidlichkeit häufiger direkter Steuern, seitdem die Tribute nicht mehr eingingen, womit bisher die Soldausgaben bestritten worden waren. So erklärt sich das aristokratische Programm, wie wir es aus einem Schriftchen über die Staatsverfassung von Athen kennen, das dieser Zeit und diesem Kreise angehört. Darin wird die demokratische Konstitution der Republik für ganz nichtswürdig

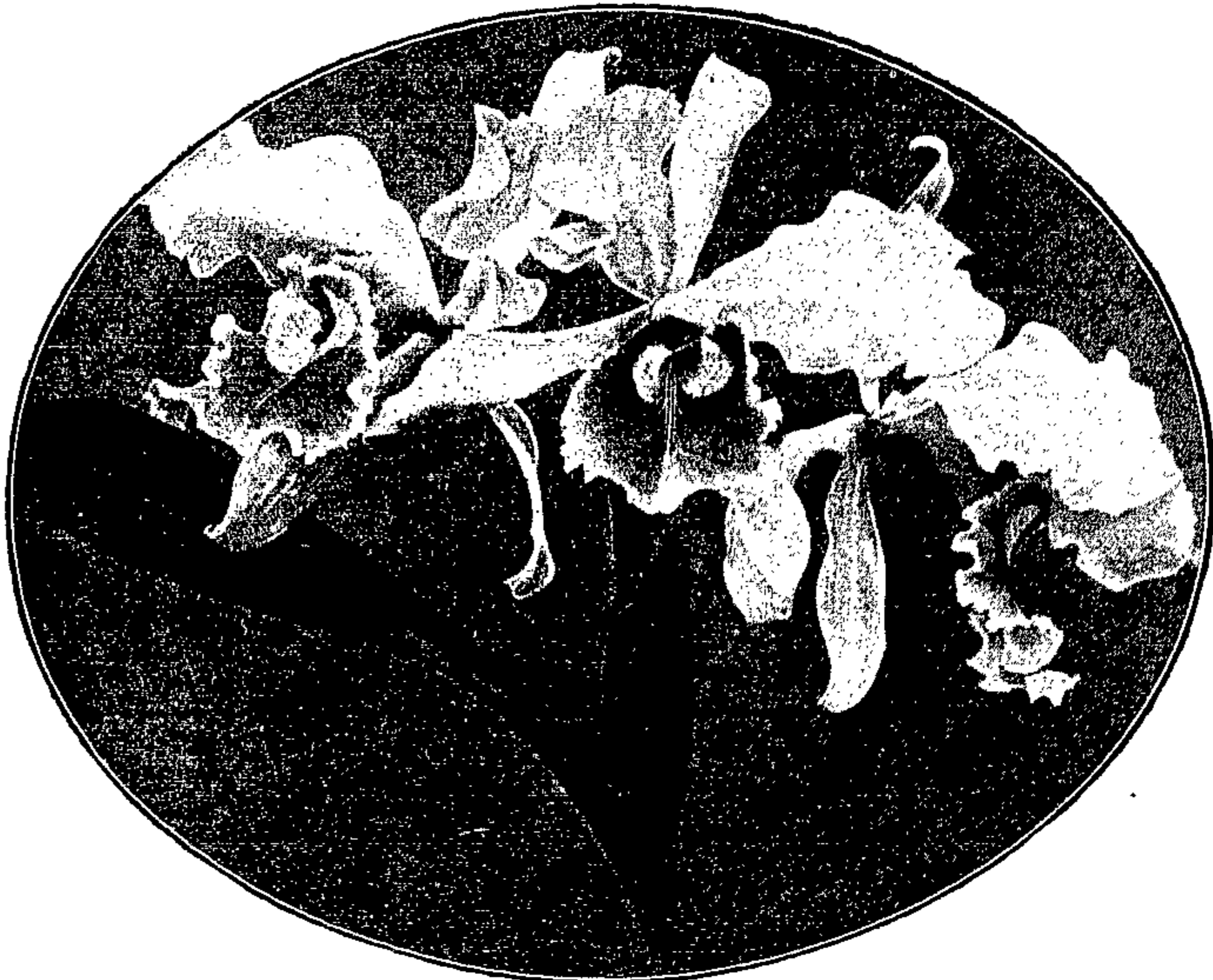
erklärt. Sie sei bloß vortrefflich auf den Vorteil der besitzlosen Menge berechnet. Aber die Tatsachen hätten sie als unhaltbar erwiesen. Das Volk werde sich besser dabei stehen, wenn die Regierung in die Hände derer gelänge, auf die man bisher nur die Lasten des Gemeinwesens zuwälzen pflegte; wenn man die Stände wieder sondere und den Vornehmen, die zu Dienern der Masse erniedrigt wären, die ihnen gebührenden Rechte zurückgebe. Die Demokratie sei viel zu kostspielig, um sich nach dem Abfall der Bundesgenossen aufrechterhalten zu lassen; der Sold für den Mat, die Gerichte und Volksversammlungen sei bei dem öffentlichen Notstande gar nicht aufzubringen. Also müßten die Staatsämter wieder unbesoldete Ehrenämter werden, der Mat müsse eine Anleihe der Wohlhabenden und Gebildeten sein. Nur dann sei aus den Kriegsnöten herauszukommen, an denen Athen sonst zugrunde gehen müsse. Die Volksrechte sollen nicht etwa aufgehoben werden; eine Bürgererschaft soll bestehen bleiben, aber nicht so, daß wie bis jetzt um einen Tagelohn von

Menschenmorden. Anders kann man die Attentate nicht bezeichnen, denen im Frühsummer 414 eine lange Reihe von bekannten Demokraten zum Opfer fiel; denn die Edelsten und Besten hüteten sich, selber ihren Gegnern zu Leibe zu gehen, sondern bedienten sich dazu gedungener Bravos; sie hatten die schlimmsten Banditen aus ganz Griechenland angeworben, um die Blutarbeit zu verrichten. Der Zweck, das Volk zu terrorisieren, ward für den Augenblick erreicht, und dadurch die Möglichkeit geschaffen, eine sogenannte Volksversammlung, bestehend aus dem Anhang der Verschwörer, zusammenzustellen, worin nach den oligarchischen Wünschen die Entrechtung der Besitzlosen beschlossen wurde. Sie verloren das Stimmrecht und gleichzeitig die Unterstützung aus Staatsmitteln; denn es ward bestimmt, daß alle öffentlichen Dienstleistungen hinfort unbesoldet sein sollten. Die politischen Rechte wurden auf die finanziell leistungsfähigsten Athener beschränkt, deren Zahl auf mindestens 5000 angesetzt wurde. Die 5000 sollten in Gemeinschaft mit einem neuen Mat

die Republik lenken. An die Stelle des alten Mats der 500, der mit Gewalt gesprengt wurde, trat ein Mat der 400: „entsprechend den Satzungen der alten (d. h. der vor-solonischen) Zeit“, heißt es in dem Dekret. Die 400 waren in ihrer großen Mehrzahl den Reihen der Kaloikagathoi entnommen, es gab aber auch Vertreter der Mittelklasse unter ihnen. Und von den drei Hauptführern der oligarchischen Bewegung, Antiphon, Peisandros und Theramenes, gehörte der letztgenannte der Mittelstandspartei an. Theramenes und seine Leute hatten sich die neue Regierung als Regierung der Mittelklasse gedacht; das würde sie auch gewesen sein, wenn die 5000 in ihre Funktionen eingetreten wären und den Mat zu besetzen gehabt hätten. Davon war aber gar keine Rede.

Die 5000 wurden überhaupt nicht zusammenberufen. So hatte die Mittelklasse im blinden Haß gegen die Besitzlosen bloß die Geschäfte des Junkertums besorgt, das die Staatskrippe für sich allein zu behaupten gedachte. Sobald dies offenbar wurde, begannen natürlich die Genasführten mißvergnügt zu werden. Aber die Unzufriedenheit ward infolge des herrschenden Terrorismus nicht gleich laut; denn die Edelsten und Besten liebten es, um zu zeigen, daß sie zu allem fähig und entschlossen seien, nicht an Hinrichtungen fehlen.

Während also in Athen vorläufig Grabesruhe herrschte, ward den Oligarchen außerhalb, bei den athenischen Flotten bereits offener Widerstand entgegengesetzt. Die Seesoldaten, durchweg Theten, waren gut demokratisch gesinnt und beschlossen daher, die neue Regierung nicht anzuerkennen, sondern an der Demokratie festzuhalten. Nur die Rücksicht auf die Kriegslage hielt die Schiffsbesatzungen ab, direkt nach dem Piräus zu fahren. Aber es mußte damit gerechnet werden, daß sie bei erster Gelegenheit erscheinen würden. Nun wagte sich in Athen selbst die Opposition hervor, und die 400 gingen, um ihre Stellung zu stärken, dazu



Cattleya gigas.

3 Obolen die Dürftigsten und Ungebildeten sich in die Versammlung drängen und allen anständigen Menschen die Teilnahme daran verweigern, sondern auch hier muß eine Auswahl getroffen werden; eine Zahl von zirka 5000, die keiner Entschädigung für politische Funktionen bedürfen, soll Träger der Volkshoheit sein. Die Edelsten und Besten spekulierten also zur Verstärkung ihrer Macht, die wieder wie zu Kleisthenes' Zeiten, in Hetären, in Klubs zusammengefaßt war, auf die Unterstützung des besitzenden Mittelstandes in Stadt und Land. Hier herrschte nun auch große Unzufriedenheit mit der fehlgeschlagenen Politik der demokratischen Partei und Haß gegen das Proletariat. So gelang es den Oligarchen mit mittelparteilicher Unterstützung, in der Volksversammlung die eine oder andere Beschränkung der Demokratie durchzudrücken. Zu ihrem Endziel aber wären sie auf diesem sozusagen parlamentarischen Wege kaum gelangt, dafür war in der Masse des Mittelstandes denn doch das Mißtrauen gegen die Ritter zu groß. Darum griffen sie zu terroristischen Mitteln.

Die oligarchischen Verschwörer eröffneten ihre revolutionäre Aktion mit einer Reihe von



über, verräterische Verbindungen mit dem Landesfeinde anzuknüpfen. Sie schickten Gesandte nach Sparta, nicht bloß um Frieden zu machen, sondern auch um spartanische Waffenhilfe zu erlangen; sie waren bereit, die Unabhängigkeit Athens zu opfern, wenn sie nur am Ruder blieben. Um eine spartanische Flotte unter allen Umständen aufnehmen zu können, gingen die 400 daran, auf einer Landzunge beim Piräus ein Fort anzulegen, das die Hafeneinfahrt beherrschte. In Athen ward bald herausgefühlt, daß die 400 auf Verrat saßen. So wurde die Opposition sehr heftig. Einer der 400 ward auf offener Strafe erschossen und demnächst fiel eine empörte Menschenmenge über die Vespaltungen am Piräus her und zerstörte sie. Indes behaupteten sich die 400 noch. Sie wurden erst gestürzt, als die Athener im Feld ein neuer Schlag traf. Es gelang nämlich den Spartanern, die Insel Euböa wegzunehmen. Von da bezogen die Athener jetzt die meisten Lebensmittel, besonders Fleisch: die Herden waren nach Euböa in Sicherheit gebracht worden. „Euböa war ihnen alles,“ sagt Thukydides. Daher war die Erbitterung über die Stobspost in Athen ungeheuer und kehrte sich naturgemäß gegen die einheimischen Verbündeten der Spartaner — die Aristokraten. In stürmischer Bewegung wurden die 400 gestürzt. Durch eilige Flucht retteten sich die Hauptführer der Reaktionäre ins Ausland, nur zwei wurden gefaßt und hingerichtet. An der Spitze der Bewegung gegen die 400 hatte Theramenes gestanden. Seine Partei kam nun zunächst ans Ruder, und so ward zwar der alte Rat, aber nicht die Demokratie wieder hergestellt, sondern die politischen Rechte blieben auf die 5000 oder vielmehr auf die erheblich größere Zahl aller der Bürger beschränkt, die aus eigenen Mitteln als Schwerebewaffnete dienen konnten. Die öffentlichen Befoldungen blieben abgeschafft. Indes war nun die Rückkehr zur Demokratie nicht mehr lange zu verzögern. Als die Flotte Siege über den Feind davontrug, konnte die Wiedereinsetzung der Theten in ihre Rechte nicht mehr verhindert werden. Mit der Demokratie lebte auch der Sold wieder auf. Dies geschah 410. Die Ereignisse waren sich also sehr rasch gefolgt. Die 400 hatten bloß 4 Monate die Zügel in der Hand, und fest im Sattel haben sie sich wohl bloß wenige Wochen gefühlt. Aufgedessen haben sie keine Zeit dazu gehabt, ihre ökonomischen Ziele zu verwirklichen. Die Gelegenheit dazu kam aber binnen wenigen Jahren, infolge einer neuen militärischen Katastrophe, die über Athen hereinbrach. Etliche Jahre lang ward mit wechselndem

Erfolge gekämpft. Das Jahr 405 erst brachte die endgültige Entscheidung des Krieges: es gelang dem spartanischen Feldherrn Lysander, bei

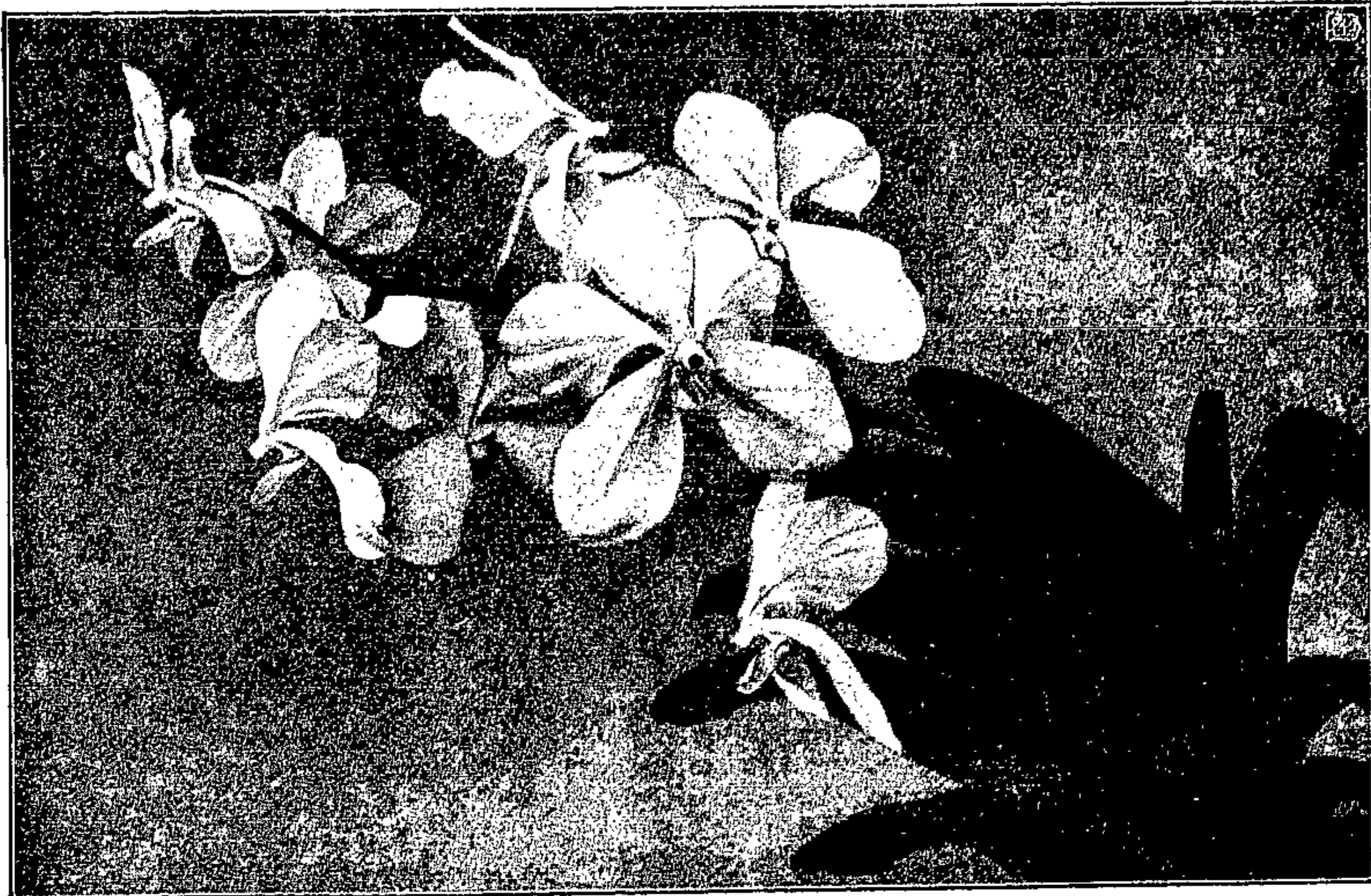
Oligarchie herbeizuführen. Diese Erwartungen erfüllten sich, allerdings nicht sofort. Zunächst fuhr Lysander nicht gegen das seiner letzten Flotte beraubte Athen, sondern machte in den Bundesstaaten die Kunde, um überall die Demokratie durch die Herrschaft der Besitzenden — unter spartanischer Vormundschaft natürlich — zu ersetzen und die Athener zu vertreiben: insbesondere die Akernchen, die ihrer Landlose verlustig gingen und froh sein mußten, mit dem nackten Leben nach Athen davonzu kommen. Das Leben rettete ihnen Lysander aus Verechnung, nicht aus Menschlichkeit, wovon er frei war: hatte er doch nach der Katastrophe von Nigospotamoi 3000 gefangene Athener kalten Mutes über die Klänge springen lassen. Er entriß die Akernchen und die übrigen Athener in den Bundesstädten bloß, deshalb der Wut der ihnen bisher Unterworfenen, um mit Athen nachher um so leichteres Spiel zu haben. Athen war für diese Flüchtlinge das einzige mögliche Ziel, und je mehr Menschen in Athen zusammengedrängt wurden, um so rascher mußte die Belagerung durch den Hunger zum Erfolge führen; denn bloß durch Mangel an Lebensmitteln konnte das sonst unnehmbare Athen zu Fall gebracht werden. Die Zufuhren zur See sperre Lysander nun mit seiner Flotte ab, zu Lande legte sich ein spartanisches Heer, wobei zahlreiche verbannte Oligarchen waren, vor Athen, und man wartete nun geduldig ab, bis der Hunger das Werk vollendete. Die Athener hielten bis aufs äußerste aus, bis die Entbehrungen massenhafte Opfer forderten und weiterer Widerstand ein Ding der Unmöglichkeit war; dann kapitulierten sie — 404 — auf die spartanischen Bedingungen: Eintritt Athens in den

peleponnesischen Bund, Auslieferung der Schiffe, Niederwerfung der langen Mauern, Rückberufung der Verbannten. Ferner wurde bestimmt, daß die Stadt „nach der Verfassung ihrer Väter leben solle. Lysander wartete nicht ab, bis auch diese Bedingungen in seinem und dem seiner athensischen Spießgesellen Sinne ausgeführt wurden, sondern ging mit der spartanischen Flotte zur Eroberung der Insel Samos ab. Die Demokraten atmeten nun ein wenig auf, obwohl die heimgekehrten Oligarchen sich mächtig breit machten, und legten jene Klause dahin aus, daß die Verfassung der Väter selbstverständlich die Demokratie sei. Aber die Edelsten und Besten waren nicht geneigt, sich dadurch um ihre Beute bringen zu lassen, sondern warfen in der Volksversammlung, die über die Verfassungsfrage zu entscheiden hatte, das Schwert in die Wagschale.



Cymbidium.

Nigospotamoi am Hellespont die athenische Flotte zu überfallen und ohne ernstlichen Kampf völlig in seine Hand zu bringen. Verrat war dabei im Spiel: unter dem Feldherrnkollegium



Vanda (Blüten etwa 12 cm Durchmesser).

der athenischen Flotte waren mehrere verkappte Oligarchen, die Lysander in die Hände arbeiteten, um mit dem Siege Spartas den Sieg der

in der Volksversammlung, die über die Verfassungsfrage zu entscheiden hatte, das Schwert in die Wagschale.



In dieser Versammlung wurde von oligarchischer Seite der Antrag gestellt, eine Kommission von 30 Mitgliedern einzusetzen, die eine Verfassungsreform vorbereiten und vorläufig die Regierung führen sollte. Von demokratischer Seite erhob sich heftiger Widerspruch. Aber die Oligarchen hatten einen Rückhalt, der jede Opposition verstümmen ließ: Lyfander war von Samos mit seiner Flotte herübergekommen und ergriff nun in der athenischen Volksversammlung das Wort, um eine spartanische Intervention anzukündigen, im Fall der Antrag nicht angenommen würde. So ward mit terroristischen Mitteln die Wahl der provisorischen Regierung zustande gebracht. Ihre 30 Mitglieder waren denn auch durchweg Gegner der Demokratie. Im übrigen zerfielen sie in zwei Gruppen. Die eine kleinere, bloß aus wenigen Personen bestehende, umfaßte Anhänger der gemäßigten Partei, der athenischen Mittelklasse. An ihrer Spitze stand der uns schon bekannte Theramenes. Die große Mehrzahl gehörte der Junkerpartei an und hatte ihren Rückhalt an den Rittern. Darunter waren etliche von den Berätern von Megaspotamoi. An der Spitze stand Kritias, ein Aristokrat und Vortepolitiker vom reinsten Wasser, der dann das eigentliche Haupt der oligarchischen Regierung wurde und bald mit Theramenes in Zwiespalt geraten sollte. Zunächst machte sich der Gegensatz noch nicht bemerkbar. Die 30 begannen vielmehr mit etlichen Maßregeln, die nicht so übel waren, z. B. einem Vorgehen gegen die Zyklophanten, die Angeber. Sobald sie sich aber einigermaßen im Sattel fühlten, ließen sie die Maske fallen, gingen sie daran, ihren Sieg rücksichtslos auszunutzen. Sie besetzten alle Regierungsämter mit ihren Kreaturen und organisierten aus den schlimmsten Banditen eine Schutzmannschaft von 300 Mann, die Athen im Raume halten sollte. Allein das schien ihnen nicht genug, und sie wandten sich an Sparta um militärische Unterstützung, die ihnen gern bewilligt wurde: 700 Spartaner unter Kallibios wurden als Garnison in die Akropolis gelegt. Die Kosten des Unterhalts übernahm die athenische Regierung. Sie wurden auf höchst einfache Manier aufgebracht, nämlich durch Vermögenskonfiskationen.

Hierzu griffen die 30 bald im ausgedehntesten Maße. Und nicht etwa bloß, um der Finanzschwierigkeiten Herr zu werden, sondern vor allem auch, um ihre und ihrer Parteigänger Privatfinanzen zu sanieren. Da war nun aus dem eigentlichen Demos, gegen den sich angeblich die ganze oligarchische Politik richtete, nicht viel herauszuschlagen, sondern man ging einmal an die Metöken, die Schutzverwandten im Piräus, das Handelskapital, aber auch an reiche Leute in der Stadt und nicht etwa bloß solche, die durch ihre Interessen mit der demokratischen Politik verknüpft waren, sondern auch an Männer von demokratienfeindlicher Gesinnung. Damit ward nun in den Reihen der Gemäßigten Opposition gegen die 30 rege, und unter den 30 selbst ward zum Vortritter dieser Opposition Theramenes. Er opponierte zunächst gegen die Gewaltpolitik und verlangte, daß sich die provisorische Regierung auf ihre Aufgabe besinne, eine Verfassungsrevision ins Werk zu setzen. Kritias und seine Leute suchten für den Moment noch einem offenen Konflikt mit den Gemäßigten aus dem Wege zu gehen und kamen ihnen darum ein Stück entgegen. Es ward eine Bürgerschaft konstituiert, die politisches Mitwirkungsrecht und gewisse Freiheitsrechte haben sollte: vor allem das, vom Rat abgeurteilt zu werden, während die übrigen durch die 30 abgetan wurden. Diese Bürgerschaft bestand aus 3000 Mann. Zu ihr gehörten die 1000 Ritter und die Reaktionäriten unter den Städtern. Lange genug ward daran ausgefacht, um unverdächtige Leute zusammenzubringen. Damit war Theramenes und sein

Anhang aber nicht zufrieden. Theramenes verlangte, daß alle die, welche imstande seien, als Schwerbewaffnete Dienst zu tun, Bürgerrechte haben sollten. Als nun seine Opposition dem Junkertum ernstlich lästig wurde, ging Kritias offen gegen ihn vor und klagte ihn im Rat auf den Tod an. Die Rede, die er hier hielt, ebenso wie die Antwort des Theramenes, enthält höchst interessante Stellen. Unter anderem sagte Kritias: „Bei Staatsumwälzungen ist es nicht anders möglich, als daß Blut fliehe; das muß jeder erkennen, der zu solchen Werken sich berufen fühlt, und Mann genug sein, um seine Gefühle zu beherrschen. Athen ist der Herd der Demokratie, die wir als das Grundübel der Gesellschaft bekämpfen. Athen ist zu seinem Unglück eine volkreiche Stadt, in aller Torheit der Volksfreiheit aufgezogen. Wir haben nach vieler Anstrengung die Volksherrschaft gestürzt und eine Oligarchie gegründet, die allein imstande ist, Athen in dauernder Eintracht mit Sparta zu erhalten. Wir müssen also fest sein und dürfen keinen Widerstand im Staate dulden, am wenigsten aber in unserer eigenen Mitte. . .“ Das tue aber Theramenes, er sei als Verräter an der oligarchischen Sache anzusehen und zum Tode zu verurteilen. Der Angegriffene blieb die Antwort nicht schuldig. Theramenes sagte unter anderem: „Meine Ansicht vom Staat ist immer dieselbe. Ich bin der erklärte Feind jener Demokratie, welche die entscheidende Macht in die Hände solcher Bürger legt, die um einer Drachme Gewinn zu öffentlichem Dienst sich drängen, und welche nicht eher rasten wird, bis sie auch den Sklaven gleiche Rechte gibt wie den Bürgern. Aber ebenso entschieden bin ich ein Feind derer, welche in ihrer wilden Parteinut nicht eher befriedigt sind, als bis sie die Stadt unter die Zwingherrschaft einiger Weniger gebracht haben.“ Die Mehrheit des Rats spendete den Ausführungen des Theramenes lauten Beifall. Als Kritias sich überzeugte, daß die Abstimmung nicht zu seinen Gunsten ausfallen würde, holte er seine bewaffneten Myrmidonen herbei und setzte dann den Ratsherren lalllächelnd auseinander, daß er Theramenes von der Liste der 3000 streiche, da er bloß so lange der Ratsgerichtsbarkeit unterstehe, als er auf der Liste sei, nunmehr aber von den 30 abgeurteilt werden könne. Vergebens wies Theramenes die Ratsherren darauf hin, daß mit derselben Willfür sie selber von der Liste gestrichen und zum Tode geführt werden könnten. Die Furcht vor den Reifigen war zu groß, als daß sich Widerspruch geregt hätte: Theramenes wurde abgeführt und mußte den Giftbecher leeren.

Mit seinem Tode trat in Athen die Kirchhofsrube ein. Niemand wagte mehr, etwas gegen die Wirtshaft des Kritias und seiner Komplizen zu sagen. Nun offenbarten die Edelsten und Besten oder vielmehr die Gemeinsten und Schlechtesten ihre Bestialität erst herrlich. Eine müßige Schreckensherrschaft lastete während der nächsten Zeit auf Athen. Im ganzen wurden über 1500 Athener auf Veranlassung der 30 hingerichtet: förmliche Prospektionslisten wurden aufgestellt. Diese Massenmorde richteten sich nicht gegen den Demos. Bloß um den Schein zu wahren, ließ man einige arme Teufel mit abschlachten. Im übrigen aber entledigte man sich der besitzlosen Masse, indem man sie einfach insgesamt aus Athen auswies. Die Blutpolitik aber richtete sich gegen die Besizenden, die nicht zum Birkel der 3000 gehörten. Auf ihr Hab und Gut war es abgesehen. Wie es dabei zuging, zeigt am anschaulichsten das Verfahren gegen die Gebrüder Nysias und Polemarchos. Das waren zwei Metöken im Piräus, von denen der eine, Nysias, als Redner berühmt geworden ist. Sie waren reiche Leute und betrieben gemeinsam eine Schildmaufaktur, darin 120 Sklaven beschäftigt waren. Die beiden

wurden nun eines Tages von einigen unter den 30 und ihren Schergen überfallen und verhaftet. Nysias gelang es, aus dem Gefängnis zu flüchten, dagegen wurde Polemarchos ohne Prozeß zum Tode geführt. Es ging um den Besitz der beiden. Ihre Häuser und ihre Werkstätte wurden konfisziert, ebenso das Lager von 700 Schilden sowie die 120 Sklaven. Außerdem fiel den Mäubern in Nysias' Haus der Bargeldvorrat von 3 bis 4 Talenten, zirka 15 000 Mark, in die Hände. Ebenso machten sie in Polemarchos' Wohnung große Beute an Gold und Silber, Möblement und Kostbarkeiten; der Frau Polemarchos rissen sie sogar die goldenen Ringe aus den Ohren. So verfuhr man überall in Stadt und Land. Auf dem Land ward eine förmliche Agrarrevolution unternommen. Massenhaft wurden mittlere und kleinere Güter eingezogen und an Regierungsmitglieder und Regierungsanhänger verteilt, um den Großgrundbesitz zu stärken. Man rechtfertigte dies ökonomisch damit, daß die übermäßige Zerstückerung von Grund und Boden das Unglück von Athen sei. Ueberhaupt ward eine rein agrarische, groß-agrarische Politik getrieben. Die Bauten zu maritimen Zwecken, insbesondere die Schiffshäuser, wurden abgebrochen, das Material für die Regierungskasse verkauft; dem überseeischen Handel sollte ganz ein Ende gemacht werden. Es war System in der Politik der 30, das ist nicht zu leugnen; hatten sie es doch auch planmäßig auf die Verdümmung des athenischen Volkes abgesehen. Jegliche Art von Unterricht sollte hinfert nur mit ihrer Genehmigung und unter ihrer Aufsicht statthalt sein: die attische Bildung sollte ausgerottet werden.

Dazu gehörte nun freilich Zeit, und die ward den 30 nicht gelassen. Sie hatten durch ihre gründliche Konfiskations-, Blut- und Austreibungspolitik selbst den Grund zu einer Macht gelegt, die bloß der Organisation bedurfte, um zu einer furchtbaren Gefahr für die Schreckensherrschaft zu werden: nämlich die Masse von athenischen Flüchtlingen in den umliegenden griechischen Landschaften, die nichts mehr zu verlieren, dagegen alles wiederzugewinnen hatten und nur einen Führer brauchten, um einen verzweifelten Vorstoß gegen die Oligarchen zu unternehmen. Der Führer fand sich in der Person des Thrasybulos, einem der erwählten Befehlshaber der demokratischen Streitkräfte auf Samos, 411. Er besetzte zu Anfang des Jahres 403 mit zunächst nur 70 Erilgenossen die Bergfeste Phyle nördlich von Athen, die zwar geschleift, aber bei ihrer Lage doch verteidigungsfähig war. Die 30 rückten an der Spitze einiger Streitkräfte gegen Thrasybulos aus, die Angreifer wurden aber mit blutigen Köpfen von Phyle heimgeschiedt. Darauf bekam Thrasybulos starken Zulauf. In kurzem hatte er 700 Mann und vermochte den 30 schon auf offenem Felde ein siegreiches Gefecht zu liefern. Nun faßte er einen kühnen Entschluß. Er rückte plötzlich gegen Athen vor, versuchte aber nicht, sich der Hauptstadt selber zu bemächtigen, sondern drang in den geschleiften und unverteidigten Piräus ein, wo eine Menge von ausgewiesenen Besitzlosen zusammengedrängt war, aus denen sich Verstärkungen heranbilden ließen. Auf die Schreckensnachricht von der Besetzung des Piräus rückten die Dreißig gleich mit ganzer Macht, die 700 Spartaner eingeschlossen, aus. Wegen der geringen Zahl seiner Streitkräfte beschränkte Thrasybulos sich auf die Verteidigung der Feste Munychia. Er hatte einen vollen Erfolg. Der Angriff der Dreißig wurde mit schweren Verlusten abgeschlagen. Kritias selber fiel im Kampfe. Niedergeschlagen kehrten die Besiegten nach Athen zurück. Hier hielten die 3000 eine Versammlung ab, deren Ergebnis der Sturz der nunmehr führerlos gewordenen Dreißig war.

(Schluß folgt.)



# Vaterrecht.

Novelle von Ilse Frapan.

(Schluß)

Der Armenmutter war es nie so schwierig erschienen, Dokumente durchzusehen. Sie überzeugte sich bald, daß alles in Ordnung sei. Aber — aber das war ja ganz unmöglich! Das war ja nicht auszuwenden. Das zarte, kluge, herrlich entwickelte Breneli, das liebste Kind des Armenhofs — und dieser Vater!

Und während sie sich sagte, daß es nicht nur möglich, sondern ganz einfach Wirklichkeit sei, und daß dieser Mensch ein Recht besaß, vor dem sich das Gesetz beugte, das vom Gesetz bestätigt und geschützt und gehalten ward, und daß kein Entrinnen möglich sei, sprach sie oberflächliche, ausweichende Worte, ganz mechanisch, ganz automatisch. Das Breneli sei nicht daheim, sie könne es also nicht rufen lassen. Es sei auch notwendig, das Kind erst vorzubereiten. Es habe sich stets selber für elternlos gehalten. „Wie wir auch,“ fügte sie hinzu.

Er fuhr auf. Soviel Zirkelanz um seine Tochter. Seine Tochter sei nicht so etwas Meeres öffentlich, dafür sei sie eben nur seine Tochter. Er sei pressiert. Wolle sie sofort mitnehmen. Ob das der Wunsch sei, einem Vater sein Kind vormenthaken, wenn er's haben wolle. „Et puis, je suis officier, comprenez-vous?“

„Nede Sie dütsch,“ jagte die Armenmutter äräntlich, „Sie sind ja von Aberg.“

Brändli lachte zornig, aber es war ein unterdrückter Zorn, der ihm nur das Gesicht verzerrte. Er bezwang sich. In Luzern habe er bereits ein Haus in Aussicht, „gedenk es zu kaufen,“ er sei ja vermöglich. Die Wehgerhand fuhr in die Tasche und kimperte darin herum. Sie kam wieder heraus und präsentierte eine Anzahl Zwanzigfrankstücke, es waren wohl sieben oder acht.

„Ja, ja!“ senkte die Armenmutter. Und da wolle er sich also in Luzern zur Ruhe legen?

„Wahrscheinlich, höchst wahrscheinlich.“ Die Tochter zu sich nehmen. Natürlich, sie kam ja jetzt bei ihm sein. „Zehniert mich ja nit! Ich hab ja Wlab g'nteg, nit wahr? Also — wann kommt sie?“

Leise ging die Tür auf, und auf der Schwelle erschien eine feine, schlanke, dunkle Mädchengestalt.

„Muetter, der Herr Lehrer laßt fröge —“

Die Armenmutter schnellte von ihrem Stuhl auf, ihre vollen Backen wurden blaß. Sie winkte dem Mädchen, fortzugehen und folgte ihr, indem sie dem Besucher zurief: „Erküss!“

„Breneli,“ jagte sie draußen atemlos zu der erschrockenen Kleinen, „gang zum Lehrer, blieb dort, bis i komm und Dir B'richt gebe! Lauf, wie Du bist! 's ischt besser also.“

Trotz aller Gewöhnung zum Gehorsam zauderte Breneli einen Augenblick. „Was fehlt Dir, Muetter? Kann i nit helfe?“

„Lauf! Ei poß dusig e Wetter! Lauf!“ stotterte die Frau, „i werd Dir b'richte.“

Sie kehrte in ihre Stube zurück, um dem Brändli zu sagen, daß seine Tochter in einer Stube sei, einer guten Stube als Kindsmagd, wo sie wohl aufgehoben und gern sei. So unvorbereitet und ohne Kündigung könne die Tochter natürlich nicht fort.

Nur Zeit gewinnen, dachte sie. Aber der Brändli sah sie schlan an und lächelte hämisch: „Aber vielleicht sind Madame im Irrtum? Vielleicht ist sie eben grad hier gewesen, und Madame haben sie fortgeschickt? O, ich komme heute noch wieder. Ich werde meine Tochter mitnehmen. Ich bin ein Vater, Madame!“ —

\* Auf deutsch: „Uebrigens bin ich Offizier! Berstehen Sie?“

Die Armenmutter eilte zum Lehrer nach Weggis. Er war sehr unangenehm überrascht, daß der Vater aufgetaucht war und Brenelis Zukunftspläne durchkreuzen könne. Aber er wußte wenig von der Vorgeschichte, und er fühlte mit dem Vater. Er hatte selber Kinder. Er war selber Vater. Ein Vater könne es schließlich nicht böse meinen mit einer so braven Tochter. „Das Naturrecht, Mutter, das Naturrecht!“

„So? Aber dann hätten ja auch all diese Mütter ein Naturrecht an ihre Kinder, und man setzt das doch beiseite!“

„Um, ja! Allerdings. Sie hänt recht. Aber doch ledige Frauen — das ist emal bedenklich! Hast verdächtli. Nein, nein, nein. Man sei vorsichtig. Lieber zu vorsichtig!“

Auf alle Fälle wollten die Lehrersleute — die Frau hatte nur den Willen ihres Mannes — das Breneli vorläufig als Kindsmagd einstellen und mit dem Vater, wenn er seine Tochter in ihrem Haus suchen sollte, ein vernünftli Wort reden.

Und er kam und ließ vernünftig mit sich reden. Er sagte zu allem ja.

Er war bei dem Lehrer offenbar ein ganz anderer als auf dem Armenhof. Er kehrte den gebildeten, vielgereisten Mann heraus und imponierte. Der Lehrer freute sich, noch recht flott französisch zu können. Der ganze Diskurs war französisch geführt worden.

Und das Breneli hatte ihm so sehr gefallen; der Vater hatte ihm ja fast Komplimente gemacht, ihm dem Lehrer. Ja, was denn das sei? Fast ein Fräulein! Sehr angenehm überrascht! Der war unter den Franzosen ein richtiger Weltmann geworden. Und er will's ja schenken lassen, das Breneli. Er sagt: „Sie haben nur zu beschlen, mein Fräulein.“ Präzis so drückt er sich aus. Das Muetterli sitzt und starrt ihn an und versteht kaum die Hälfte von dem, was ihr Vater redet. Es ist wie dumm. Aber das macht halt die Ueberraschung.

Ja, das Breneli war wie dumm. Der Miß des Vaters schien eine lähmende Wirkung auf sie zu üben. Sie sprach nichts, widersprach noch viel weniger. Sie gehorchte ihm blind, schrak nur zurück, wenn er ihr mit den schwarzen Fingern das Gesicht berührte.

Die Armenmutter sah das Kind am Rande eines schwarzen Abgrundes gehen mit geschlossenen Augen und doch schon bewußt der Gefahr und ohne Widerstand und ohne Kraft, sich ihr zu entziehen. Sogar ihr Gesicht mit den schwarzen Köpfen, die es umrahmten, war verändert. Eine schläfrige Ergebung, etwas Müdes und Altes war plötzlich in ihren Zügen.

„So wird ihre Mutter ausgehoben haben,“ dachte die Armenmutter.

Sie, die Armenmutter, ergab sich nicht. Sie schrieb einen dringenden Brief nach Luzern — man antwortete ihr: „Das Vaterrecht.“ Sie fuhr selber zu den Herren hinüber. Man bedeutete ihr achselzuckend, gegen Brändli liege nichts vor, und er sei eben der Vater. Auch scheine er sich in guten Verhältnissen zu befinden, wolle sich in Luzern ankaufen, ein Hotel übernehmen, etwas dergleichen.

Die Armenmutter nahm das Breneli und sandte es auf eine entfernte Sennerei an der Mtai. Sie führte diesen Plan aus gegen die Abmachung der Armenpflege. „Flüchten? Die Tochter flüchten? Nein, aber das geht nicht, das wäre ja Menschenraub! Der Brändli könnte sie verklagen wegen Menschenraub!“ sagte man ihr. Sie tat trotzdem, was ihr gut schien! „Menschenraub! No, laß er mich verklagen! Ich

mücht einmal Menschenraub verüben in dem Fall!“

Nach wenigen Tagen hatte Brändli seine Tochter ausgespiert. Er erschien in der Sennerei mit seinen Papieren und mit einem Herrn, der äußerst familiär und aufdringlich tat. Es war ein Detektiv in Zivil, der dem Brändli half, sein Vaterrecht geltend zu machen. Es ging übrigens alles in Frieden ab. Vor dem Gesetz hat man halt Achtung, wie sich's gehört. Brändli lud dann die ganze Gesellschaft zum Souper in das nächstgelegene Hotel ein. Man trank viel auf seine Kosten und war recht vergnügt. Es wurde sogar gesungen. Die Armenmutter erfuhr das alles erst, als Brändli mit dem Breneli längst fort war. Ueber den See hatte sie jemand fahren sehen. Das Kind hatte nicht geweint, nur jammervoll ausgesehen, ganz hohläugig da-gesehen.

Die Armenmutter verbrachte eine tränenvolle Nacht. „Mit dem Tier, mit dem Brändli? In seiner Gewalt! 's ischt kein Mensch. Wenn mer nur die Augen sieht und das wieschte Maul! Jesus Gott, was ischt auch das für ein Wabweis! Man nimmt so ein junges, frisches Leben und wirft's in den Stoll! In den schwarzen Zumpi. Lauter halbe Arbeit macht man. Ercht retten wir — wir haben doch das Breneli gerettet, nit wahr? Aber wozu denn gerettet? Wofür denn gerettet? War's nit besser geichtorbe mit vier Jahr, als aufgewachsen und ein Mensch worden — ein liebes, liebes Muetterli voll Herz und Gefühl und Verstand? War's nit barmherziger all? Ercht retten, und nach elf Jahren der Müß und der Sorg und der Stöchte sogar überläßt man sein Werk denselbigen Händen, aus denen man's gerettet hat. Und warum? Weil's der Vater ischt. Ja, ischt denn das en Vater? Heißt Vater kein öpre auch, wie ein Vater fühlen? Das ischt so dumm, daß es einem schwindelt! Das ischt so grauam, daß es einem schauderet!“

Und sie ruhete nicht. Sobald sie es erlaublichen konnte, fuhr sie wieder nach Luzern, um dem Brändli nachzufragen, um ihr liebes Kind Breneli zu sehen, um zu erfahren, welcher von den Eindrücken, die der Brändli hier hinterlassen, wohl wirklich seiner Persönlichkeit, seinem Charakter entspreche. Vielleicht hatte das Vorurteil sie zu schwarzseherisch gemacht. Sie fand ihn nicht.

Brändli hatte kein Haus gekauft, auch kein gemietet, weder er noch die Tochter waren auf der Polizei angemeldet.

Es verging ein Jahr, bis man wieder etwas von dem ehemaligen Fremdenlegionär hörte. Auf einem kleinen, nach Afrika bestimmten Dampfer war der Brändli verhaftet worden, weil er im Hotel in Gemma einen Monat gewohnt hatte und entwichen war, ohne seine Rechnung zu bezahlen. Die Tochter war nicht bei ihm. Wohl aber befanden sich in seiner Gesellschaft fünf junge Mädchen, Schweizerinnen und Deutsche, denen er „Stellungen als Bonnen in Oran“ verschafft hatte und die er selbst hinüberbegleitete. Herr Brändli war ein Mädchenhändler, der verschiedene Namen führte, die sein internationales schwunghaftes Geschäft sehr erleichterten.

Breneli? Wo ist sie geblieben? Was ist aus ihr geworden? Vielleicht hat sie in einem unbewachten Augenblick ein offenes Fenster gefunden, aus dem sie sich stürzen, ein Messer, das sie sich ins Herz stoßen, ein Gift, das sie trinken konnte, als sie ihrer Lage ganz inne geworden. Vielleicht traf sie einen Menschen irgendwo in der schmutzigen Welt, einen Menschen, der Mitleid mit ihr hatte!

Sie gehört zu den Verschollenen. —



## Streik.

O, hab' Geduld noch einen Tag,  
Mein treues Weib, und fluch' mir nicht!  
Bricht auch das Herz mir, besser doch,  
Als daß ich werd' ein feiger Wicht.

Ich leh' ja, daß dein Körper schwach,  
Ichühl', daß deine Wange hohl . . .  
Willst du, daß unter Scham und Schimpf  
Ich meinen Nacken beugen soll?

Du schüttelst weinend nur den Kopf,  
Und weifst nach dem Bettchen leis;  
Du Arme, ich vergaß ihn nicht:  
Den Jungen, unsrer Liebe Preis.

Doch denke, wenn der Junge groß,  
Und wenn man meinen Namen schmäht:  
„Sein Vater ließ uns feig im Stich“; —  
Er weiht dem Toten kein Gebet.

Komm, birg dein Haupt an meiner Brust.  
Ist schon verletzt der letzte Ring?  
Die Kette, die zum Namenstag  
Ich, liebes Weib, von dir empfang?

Ist Alles leer? Kein Brot im Haus?  
Ich brauche nichts; doch ihr, ihr Beid',  
Ihr Lieben, darbt. O, flucht dem nicht,  
Der machtlos lehn muß euer Leid. —

So komm denn, Tod! — Der Hungertod  
Bringt keinen blut'gen Lorbeer mit;  
Ein Orden schmückt den Helden nicht,  
Der ihn mit stummer Lippe liht.

Nicht nennt die Weltgeschichte ihn;  
Solch Schlachtentod preißt kein Granit;  
Und doch: ein tapfrer Streiter fiel,  
Ein namenloser Kämpfer schied. —

Wie? Hör' ich recht? Welch' Jubellaut!  
„Sieg, Sieg!“ — O, leb', geliebtes Weib!  
Der Sieg ist unser. Neuer Mut  
Und neue Kraft durchströmt den Leib.

Num ist's zu leben eine Lust;  
Wenn man sich so die Treue hält!  
In Treue feht! So sei's Panier!  
Und unser, unser wird die Welt! —

Walter Heise.

Die Orchideen bilden eine der interessantesten Pflanzengruppen, die nur den Apostasiaceen und Burmanniaceen, durchweg Tropenbewohnern, verwandt sind. Man unterscheidet Luftorchideen, Epiphyten, Orchideen, die auf Bäumen wachsen, und Erdorchideen, die im Sumpfmoss ihr Heim haben. Bei der Kultur dieser Gewächse ist die Kenntnis ihrer Heimat die Vorbedingung zum Erfolg. Selbstverständlich müssen Cattleyen-Orchideen, die ausschließlich aus dem tropischen Amerika, aus Mexiko, Zentralamerika, Kolumbien, Ecuador, Venezuela, Guyana usw. stammen, ganz anders behandelt werden, als die Odontoglossen aus den hohen Anden, wo sie bei 5 bis 10 Grad Celsius gedeihen, und wieder anders als die Phalaenopsisarten der Philippinen oder die Vandaarten der wärmeren Striche Ostasiens. Der rechte Züchter sucht seinen Schülhingen möglichst die Heimat zu ersuchen. Das ist natürlich ungeheuer schwer, denn man kann nicht ohne weiteres die klimatischen Verhältnisse verschiedener Regionen auf unsere Verhältnisse übertragen. Sonst wären Kulturen überhaupt nicht schwer.

Die meisten der Orchideen stammen aus den Tropen. Während der Trockenzeit scheint das Leben der Pflanzen erloschen. Mit Beginn der Regenperiode treibt das Auge am unteren Teil der

Orchideenbulbe aus, es bildet sich langsam ein neuer Trieb, der verdickte Stengel reißt wieder zur Bulbe aus, und diese speichert in ihrem Gewebe einen erheblichen Wasserborrat für die spätere Trockenzeit auf. Auch die Wurzel hält in der dicken schwammigen Masse, die sie umgibt, Wasser wochenlang fest. Zudem verfügen die Orchideen über sehr feine Einrichtungen, ihre Transpiration (Ausdünstung) zu regulieren, wie denn die Regelung der Transpiration überhaupt mit das wichtigste Moment im Kampfe ums Dasein für die Pflanze ist. Es ist physiologisch leicht begreiflich, daß solche wasseranspeichernde Bulben fast allen Epiphyten eigentümlich sind, während sie bei Erdorchideen, die am feuchten Grunde des Urwaldes wachsen, also einer ausgesprochenen Trockenheit nicht ausgesetzt sind, einfach fehlen. Luftorchideen klettern auf die höchsten Bäume; sie streben wie alle pflanzlichen Lebewesen zum Lichte. Aber viel direktes Sonnenlicht schadet ihnen. Deshalb tut man in den Kulturen gut daran, sie rechtzeitig zu schattieren. Wenig bekannt ist, daß wir auch einige heimische Orchideen haben. Unser bekanntes Knabenkraut (*Orchis maculata*) gehört dahin, ferner *Orchis mascula*, *morio* und *latifolia*.

Sehr interessant ist das Liebesleben der Orchideen, das Darwin zum Gegenstand eingehender Studien gemacht hat. Die gegenseitige Lage der Geschlechtsorgane macht eine Befruchtung der Narbe durch einen Pollen derselben Blüte unmöglich, schließt also Selbstbefruchtung aus. Unsere Orchisarten sind so gebaut, daß der Müffel des Insekts, das die Blüte besucht, in das spornförmige Nektarium (den Honigbehälter) eingeführt, das „Postellum“ abbricht und dadurch die darunter gelegenen sogenannten Klebscheiben freilegt. Der Klebstoff der Scheiben heftet die Staubgefäße an den Insektenkörper an. Gewöhnlich klettern sie am Müffel fest und legen sich in leichter Krümmung nach vorn. Flattert nun ein Schmetterling von Blüte zu Blüte, so kommt es vor, daß eine ganze Anzahl von Staubgefäßen an seinem Müffel haften. Ein einziger Staubbeutel genügt aber, um zahlreiche Blüten zu befruchten. Viele Orchideen werden auch durch Vögel, die den Blütenstaub verschleppen, befruchtet. Die Samen sind oft winzig klein und mit den feinsten Flugvorrichtungen ausgerüstet. Gar manche haben Flügel, wie wir sie ähnlich bei Ulmen, Eschen, Ahornen und einigen Nadelhölzern (Abies, Pinus) und vielen anderen Gewächsen kennen.

Die meisten tropischen Orchideen erzielen noch immer Preise, die an die horrenden Summen zur Zeit des Tulpschwinds erinnern. Die Preise schwanken zwischen fünf und vierzigtausend Mark pro Pflanze. Diese riesigen Summen erklären sich teils aus der Schwierigkeit, die Pflanzen von den hohen alten Baumriesen zu holen — oft müssen die Bäume gefällt werden, weil sich die Eingeborenen weigern, sie zu erklimmen, aus Furcht vor einer gefährlichen Ameisenart —, teils aus dem langwierigen Transport, denn wieder aus der Seltenheit der Exemplare und schließlich aus der bisweilen überaus schwierigen Kultur. Jahrelang gelang die Kultur einer Art, der *Phalaenopsis*, überhaupt nicht. Schließlich kam man darauf, sie in ihrer Heimat durch eine zweijährige Vorkultur auf Holzstäben vorzubereiten und in luftdicht verschlossenen Kisten zu verschicken. In der erzwungenen, fast vollständigen Vegetationsruhe überstanden die *Phalaenopsis* den Transport gut. Im allgemeinen werden die von besonderen Expeditionen oder von den Eingeborenen gesammelten Pflanzen an Ort und Stelle fortgeführt und bis zur vollständigen Austrocknung der Wurzeln an schattigen, trockenen Plätzen aufbewahrt. Wer je größere Importe gesehen, hat sich gewiß gewundert, daß die Wurzelballen fast nie von Erde umgeben sind. Am so häufiger wird er die Weigabe von ganzen Ballen Farnwurzeln und Moos beobachtet. Ist die Orchidee mit den Farnwurzeln eingetopft, so fangen die Farnrhizome an zu treiben, entwickeln Wurzeln abwärts und Wedel aufwärts. Wird nun der Orchidee zuviel Wasser gegeben, so fängt der Farn den Uberschuß auf. Wird der Wurzelballen im anderen Falle zu trocken, so hängen die Farnwedel weh herab und zeigen dadurch an, daß Wasser dringend nötig ist. Ist der Wurzelballen nur scheinbar trocken, die Farnwedel jedoch noch frisch und üppig, so ist das ein Zeichen, daß der Ballen doch noch genügend Feuchtigkeit hat.

Der Orchideenarten gibt es schier unendlich viele. Keine zweite Pflanzengattung weist auch eine solche Mannigfaltigkeit in Formen und Farben der Blüten auf. Da sind die herrlichen *Cypripedien*, die Frauenschuharten, in unzähligen hellen und dunklen Farbvariationen, die großblumigen *Cattleyen*, deren Blüten alle Nuancen von weiß bis rot durchlaufen, die reizenden

aparten Kreuzungen der *Cattleya*-Hybriden, gelbgrüne *Cymbidien* mit prachtvollen Rippen, *Odontoglossen* in märchenhaften Farben und tiergestaltigen Blüten, entzündende Variationen dieser Arten mit Farben, wie sie einer unserer schönsten Falter, der braune Vär, hat, *Vanda*-arten, die nach dem ersten flüchtigen Blick weißen Alpenveilchen von riesiger Blütengröße ähneln und die zahlreiche weiße Luftwurzeln bilden; ferner zeigen unsere großen Orchideen-Kulturbäuser *Coelogyne* aus Indien, Java und Borneo, *Caelien* aus Mexiko und Brasilien, *Oncidien* aus Zentral- und Südamerika, *Phalaenopsis* von den Philippinen und den malayischen Inseln, das weiße *Angraecum* von der Westküste Afrikas, die hellgrüne *Raffayola* aus Sumburas, die tulpenähnliche, stark duftende gelbe *Anguloa* (Kolumbien), deren Genitalien wie in Gelenken sitzen, leichtbeweglich und auf jeden Anreiz reagierend, indische *Bulbophyllen*, brasilianische *Wurlingtonia*, *Cyclopodien* und *Phcasten*, die interessanten blauviolettgelben, rosa- und weißfarbigen *Masdevallien*, *Maxillaria* und *Wiktonia* aus Kolumbien, die nur wenige Stunden lang blühenden *Stanhopeen* mit ihrem feinen Duft, *Banilla planifolia*, eine Schlingpflanze mit zahlreichen gelblichgrünen Blütenbüscheln und stark duftenden Früchten (diese Spezies liefert die beste Vanille), *Dendrobien*, bei denen aus scheinbar verdorrten, blattlosen Stängeln links und rechts eine Fülle von seltsamen Blüten hervorbricht, und viele andere mehr. Einige Arten sind in diesen Blättern durch Wiedergabe von Photographien blühender Exemplare anschaulich gemacht. — e. o.

Der August ist der letzte eigentliche Sommermonat. Bringt sein Anfang noch die ganze Blüte der Hundstage, so pflegen seine letzten Tage mitunter schon einen recht herbstlichen Charakter anzunehmen. Die Zugvögel beginnen sich zur Reise nach dem Süden zu rüsten, die Ernte harret der Einsamkeit und jeder Tag bringt eine neue Fülle von Arbeit: „August verzeiht, wenn der Bauer mäht“, „Wer da schläft im August, schläft zu eigenem Verlust.“ So heißt es denn in diesem oft übermäßig heißen Monat, fleißig die Hände regen und keinen Tag ungenützt vorübergehen lassen, damit das Wort nicht wahr werde: „Wer nicht nach Korn geht im August, der läuft nach Brot, wenn viel es koftet.“

Der August ist, was die Witterung anbetrifft, dem Juli recht ähnlich. Einige Wetterregeln lauten: „Sitzt die Birne fest am Stiel, gibts im Winter Kälte viel“. Andere deuten wieder auf Hitze hin: „Ist August heiß und heiß, lacht der Bauer in vollem Schweiß“, „August macht den Bauern Lust“. Ausfichten auf die Wetterverhältnisse des Winters geben die beiden folgenden Reime: „Ist Anfang August heiß, bleibt der Winter lange weiß“, „Höhenrauch im Sommer, ist der Winter kein frommer“. Wind, namentlich Nordwind, ist im August nicht ungen gesehen: „Wenn Nordwind im August nicht selten, so soll er schönem Wetter gelten“, „Im August Wind aus Nord, jagt alle Unbeständigkeit fort“. Ganz anders ist es mit dem Regen bestellt: „Im August der Morgenregen wird vor Mittag sich nicht legen“, „Beim ersten Augustregen wird sich bald die Hitze legen“.

Den halben Herbstcharakter unseres Monats kennzeichnen zur Genüge einige Sprüche, von denen ein paar also lauten: „Der August reißt, der September preißt“, „Mitte August voll Sonnenschein läßt hoffen auf vielen und guten Wein“, „Im August viel Regen ist dem Wein kein Segen“.

Auch das Vieh ist vom Augustwetter abhängig: „Wenn der August ohne Regen geht, das Vieh mager vor der Krippe steht“, „Viel Staub im August macht dem Vieh krank die Brust“. Als Gewittermonat ist der August im allgemeinen nicht allzu sehr beschrien; doch sind Blitz und Donner in seinem Verlauf auch nicht sonderlich gut. „Stellen sich anfangs August Gewitter ein, wirds bis Ende August so beschaffen sein“.

Eine ganze Reihe anderer Witterungsmerkmale und sonstiger Eigenschaften, die auf das Konto der Ernte zu setzen sind, sind ferner noch dem August eigentümlich. Hierher gehört u. a. auch noch der Tau, der unbedingt stark im August auftreten muß: „Wenns im August stark tauen tut, bleibt auch das Wetter meistens gut“, „Tau ist dem August so not, wie jedermann sein tägliches Brot“. Schließlich ist aber der August mehr oder weniger doch nur ein Ubergangsmonat, der von der Hundstagshitze des Juli zur frühherbstlichen Milde sonniger Septembertage hinüberleitet und alles das aufweist, was für ein Verbindungsglied zwischen Sommer und Herbst eigentümlich sein kann. Id.

Nachdruck des Inhalts verboten!